

Es spukt im Seehaus

Ein heilerer Roman von Marianne v. Ziegler.

(7. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Das ist auch ein Glück“, verteidigte sich die Hausfrau. „Sonderwünsche zu berücksichtigen, wäre in unserer Einnahme hier schwierig. Er bekommt eine reichliche und gesunde Kost und damit gut! Daß die besser für ihn ist als solch internationales Hotelgebräu, versteht sich von selbst; ich habe es ihm erklärt, und nun schmeckt es ihm auch. Übrigens Fräulein Feldmeier schmeckt es noch viel besser. Und du, Martin, hast nach ihrem Brief behauptet, sie hätte wenig Appetit — — weist du, als Graphologe bist du noch nicht auf der Höhe!“

Martin gab seinen Irrtum zu. „Aber wir wollen es ihr gönnen“, meinte er gutmütig. „Gewiß hat sie sonst nicht viel Freude im Leben gehabt.“

Gina rückte ihren Stuhl an den Tisch und goß sich eine zweite Tasse Kaffee ein. „Ich will dir etwas sagen, Martin. Unter dieser unscheinbaren Person steckt mehr als wir denken. Sie tut im Verborgenen Gutes. Und die armen Leute in der Gegend hier kennen und verehren sie. Ich wundere mich nicht mehr über ihre einsamen Spaziergänge, aber ich ehre ihr Geheimnis. Gestern fragte ein Mann nach ihr — — er sah übrigens ziemlich verdächtig aus, woran man sehen kann, wie der Schein trügt — — und da sie eben ausgegangen war, mußte ich die Botschaft entgegennehmen. Irgend ein armes, altes, krankes Weib — die Grabnerin heißt sie, glaub ich — — ließ sie um ihren Besuch bitten — und du hast ja selbst gesehen, daß sie sich gleich, nachdem der Schlosser da war, aufgemacht hat mit ihrem schwarzen Pompadour, ganz wie die heilige Elisabeth.“

„Donnerwetter“, sagte Martin, „ein gutes neues Bildmotiv, das mit dem Pompadour. Bist du übrigens sicher, daß die Heilige von ihren Krankenbesuchen auch immer mehr mit heimbrachte, als sie forttrug? Bei Fräulein Feldmeier ist dies nämlich bestimmt der Fall!“

„Pfui, Martin, was wird sie schon mitbringen? Sieht sie aus, als ob sie viel irdischen Lohn erwarte? Vielleicht kauft sie sich in Bichelberg heimlich Brot und Wurst; sie hat nun einmal einen gesegneten Appetit. Daß mir das brave alte Mädchen zufrieden mit seinem guten Herzen. Man muß ihm schon einige kleine Sonderbarkeiten gestatten, wie zum Beispiel die sinnlose Aufregung wegen der Kammertüre.“

„Meinetwegen“, winkte Martin ab, der sich behaglich dehnte, bis sein Stuhl sich durch gefährliches Knacken im Gefüge zur Wehr setzte. „Die Angelegenheit ist ja nun zur allgemeinen Zufriedenheit erledigt. Hast du den Schlüssel an dich genommen?“

„Ja? Nein. Er muß stecken!“

„Er steckt nicht mehr“, sagte Gutrune. „Gewiß hat ihn wieder dieser schreckliche Junge abgezogen. Frieder, komm mal her!“

Frieder war eben mit einem Schoß Gartenschnecken beschäftigt, die er in einer Schachtel gesammelt hatte und nun unter dem Sofa wieder in Freiheit setzte. Mit rotem Kopf kam er hervorgekrochen und erwartete Schelte, die immer irgendwie fällig war.

„Wo ist der Schlüssel?“ fragte sein Vater streng.

„Ich weiß doch nicht“, antwortete Frieder mit treuem Blick. „Vielleicht fort?“ Mehr war nicht aus ihm herauszubringen. Hatte er ihn wirklich nicht oder hatte er im Drange seines tatenreichen Lebens die Ereignisse des Vormittags schon vergessen? Man mußte sich zufrieden geben und tat es schließlich auch, da man den Schlüssel ja im Grunde gar nicht brauchte.

„Wenn nur die Frau Ministerialdirektor nicht nach ihm verlangt“, meinte Gutrune besorgt.

„Die Frau Ministerialdirektor! . . .“ Gina seufzte tief auf. „Mit der ist es nicht so einfach. Immer hat sie Wünsche, immer erzählt sie, wie gut und schön es anderswo ist. Und gerade auf sie kommt es an — oder wenigstens auf ihren Gatten. Wenn er dich bald zum Professor macht, will ich ja gerne alles ertragen. Das Schlimme ist nur, ich fürchte, daß sie sich langweilt. Es sind eben keine Männer da.“

„Na, höre!“ Martin erhob sich beleidigt in seiner ganzen Länge. „Hast du schon ganz aufgehört, mit mir zu rechnen?“

„Rede keinen Unsinn. Ich sehe doch, daß sie dir auch auf die Nerven fällt, und ich will dich schonen. Aber ich habe ihr Kurt versprochen.“

„Mutter!“ fuhr Gutrune auf.

„Du lieber Gott, Kind, was ist denn dabei. Er kann sich ruhig, wenn er zum Wochenende kommt, auch ein bißchen nützlich machen. Laß nicht, Martin. Du weißt doch, wie ich es meine. Ein wenig mit ihr rudern, mal mit ihr spazierengehen. . . Gutrune hat ihn ja dann später noch lange genug. Übrigens, da fällt mir ein, es wäre doch etwas für dich. Sie malt ja auch!“

Gutrune atmete erleichtert auf, dafür aber sah Martin mit Grausen das Unvermeidliche nahen. Frau Ritty hatte sich ihm bereits in aller Bescheidenheit als Kollegin in der Kunst vorgestellt und durchblicken lassen, daß sie unendlich glücklich wäre, seine Schülerin heißen zu dürfen. Er hatte sich gehütet, darauf zu erwidern. Aber wenn sie sich schon hinter Gina gestedt hatte . . .

„Du könntest sie doch einmal zum Arbeiten mitnehmen. Wenn sie sich irgendwo vor einem Motiv aufbaut, natürlich nicht zu nahe bei dir, hört sie doch kaum. Am Ende gibst du ihr ein paar Korrekturen — du brauchst ja nicht gerade so kräftig zu sein wie mit deinen Schülern zu Hause —, dann ist sie gewiß für den Rest des Tages glücklich.“

„Aber ich nicht“, sagte Martin kläglich.

„Komm, Martin, sei nett. Es ist doch in deinem eigenen Interesse. Sie schreibt es bestimmt ihrem Frik.“

„Ihrem Frik?“

„So heißt doch der Ministerialdirektor. Sie hat sein Bild auf ihrem Tisch stehen. Es scheint eine ältere Aufnahme zu sein, vielleicht aus ihrer Brautzeit. In solchen Bildern hängt man ja wohl besonders. . . „In Liebe dein Frik“, ist darauf geschrieben. Also denk an ihn und folge mir. Ich will doch nur dein Bestes!“

Wenn Gina erst das Beste wollte, half kein Widerspruch. Martin versuchte sich also mit seinem Werkzeug

unbemertt fortzustehen. Aber auch diese Hoffnung trug. Gerade hinter dem Hause, wo er sie am wenigsten vermutet hatte, stieß er auf die gänzlich unbeschäftigte Frau Gaedecke und wurde von ihr in ein liebenswürdiges Gespräch verwickelt. Bald hatte sie ihren Wunsch, unter seiner Anleitung zu malen, auf ihn abgefeuert, und es hätte einer härteren Natur, als der seinen bedurft, um so viel schmeichelhaften Reden und meergrünen Augen-ausschlägen zu widerstehen. Frau Kitty klatschte wie ein glückliches Kind in die Hände und eilte leichtfüßig ins Haus, um sich dem neuen Programm entsprechend umzukleiden, während der „Meister“, ergeben in sein Schicksal, sich eine neue Pfeife stopfte und mit wohlwollendem Interesse der schwarzen Wollenwand entgegensah, die sich zu einer ernsthaften Bedrohung des Nachmittags auswuchs . . .

Das Wetter brach endlich los. Erst waren es nur lärmende und beunruhigte Vögel, die aus dem Gesträuch auffuhren und kreischend hin und her schossen. Dann flog eine dicke Staubwolke die Straße entlang, die Bäume bogen sich unter der Wucht des dahersiegenden Sturmes, Blätter wirbelten durch die Luft, der Himmel hatte sich verfinstert. Im Seehaus krachten zuschlagende Türen; Gina eilte ins Haus, alles abschließen zu lassen, Guttrune barg die Badeanzüge, die wie verherrte Gestalten an ihrer Leine einen verzweifelte Tanz aufführten, Fräulein Feldmeier, mit dickem Pompadour von einem ihrer einsamen Spaziergänge zurückkehrend, schlüpfte ins Haus, und auch Piet brachte sich schnaufend in Sicherheit. Nur Martin war noch nicht zurück. Schon fielen dicke Tropfen, Blitz und Donner rühten näher. Hagel prasselte gegen Dach und Wände.

Fast hätte man es überhört, daß an der verschlossenen Haustüre eifrig geklingelt und geklopft wurde. Zwei Fremde standen draußen und baten höflich um ein Obdach, bis das Wetter sich ausgetobt hätte. Nun natürlich, man konnte das seinem ärgsten Feinde nicht abnehmen. Fannerl mußte den Wanderern die Mäntel abnehmen und sie ins Speisezimmer führen, wo man sich wohlgeborgen um die friedlich brennende Lampe zusammenfand.

Die Gäste wurden nach woher und wohin befragt. „Wir sind ganz neue Zufallsbekannte“, erzählte der Ältere von beiden, der gesprächiger als sein Gefährte schien und wie ein schlicht-bürgerlicher Sommerfrischler in blaue Leinenjacks und Lederhose gekleidet war. „Mein Name ist Heinrich, Polizeirat Heinrich. Das niederträchtige Gewitter hat mich aus der Landstraße überrascht, und mir blieb nichts Besseres zu tun, als wie ein Bege-lagerer das erste beste Auto anzuhalten, dessen Herr dann auch so freundlich war, mich mitzunehmen.“

„Sie haben einen Wagen?“ fragte van Dongern den jüngeren Herren.

„Jawohl, einen Opel“, antwortete dieser bescheiden. Er trug einen eleganten Sportdreh und sah, wie Frau Hollwed sofort festgestellt hatte, sehr gut aus.

„Und wo kommen Sie her?“ fragte sie ihn mit Interesse.

„Ich wohne im Alpenpalast in Obermühl“, lautete die Antwort, die ihren Eindruck nicht verfehlte. Der Alpenpalast — das war ja die große Welt. Rasch hatte die neugierig gewordene Hausfrau dem Gast alles Wissenswerte entfragt. Sein Name war Botho Möbius. Auch ihn hatte der Ausbruch des Wetters überrascht. Sein Fahrgast hatte sicher recht gehabt: das Beste war gewesen, ein Obdach zu suchen; er bedankte sich auch vielmals für die freundliche Aufnahme.

„Das ist ja eine Selbstverständlichkeit“, erklärte Frau Hollwed liebenswürdig. „Nach Obermühl ist es noch ein gutes Stück Weges und bei diesem Unwetter . . .“

„Ja, es ist naß draußen“, bestätigte Herr Möbius verbindlich.

„Man könnte beinahe so sagen!“ rief lachend der Polizeirat. „Wenn man knöcheltief in einem Gießbach steht und einem obendrein die kalte Brühe vom Hut in den Kragen läuft. Aber so ein Autoherr merkt ja kaum was davon, das einzige, was ihm lästig wird, sind umgestürzte Allee-bäume, wie sie uns auch gleich dort vorn am Weiterfahren hinderten.“

„Und mein Mann ist noch draußen in dem Unwetter“, beunruhigte sich Frau Gina. Aber da wurden im Hausflur Stimmen laut. Gott sei Dank, es war Martin.

Neben den tieferen Tönen des Hausherrn hörte man das aufgeregte Gezitscher der Frau Ministerialrat, die demnach also auch gerettet war. Sie steckte hübsch warm in Martins Regenmantel und war entzückt, an seiner Seite die Gefahren eines so wütenden Unwetters bestanden zu haben, von denen sie eine phantasievolle Schilderung zum besten gab. Er selbst, naß bis auf die Knochen, trug sein Schicksal mit Fassung. Beide eilten, sich umzukleiden. Doch alsbald erschollen aus dem Zimmer der Dame laute Hilferufe. Ein Fensterladen hatte sich losgerissen, der Regen, gegen die Scheiben gepeitscht, drang ein und bildete auf dem weißgeschuerten Boden Seen und Bäche. Alles eilte nach oben. Da Fannerl und Zenji schon auf dem Dachboden mit dringenden Trocknungsarbeiten beschäftigt waren, legten die Gäste mit Hand an. Herr Möbius nahm Guttrune dienstfertig Eimer und Schuvertuch ab, während es dem Polizeirat nach verzweifelter Anstrengung gelang, den Laden wieder einzuhaken. Sein scherzhaftes Anerbieten, auch bei der Toilette helfen zu wollen, lehnte Frau Kitty in bester Laune dankend ab, jedoch sie beeilte sich bei aller Sorgfalt sehr und erschien bald in düstiger Eleganz an der Abendtafel, um dortselbst zu konstatieren, daß Frau Hollwed, noch flinker als sie, ihr einfaches Druckkleid schon mit einem hellen, seidenen vertauscht hatte . . .

Natürlich wurden auch die beiden Wanderer, die ihrerseits so hilfsbereit gewesen waren, zum Mithalten eingeladen, nachdem Herr Möbius seinen Wagen auf Anraten des Hausherrn unter das schützende Dach eines Geräte-schuppens gebracht hatte, denn an Weiterfahren war vorerst nicht zu denken. „Das Beste ist, die Herren bleiben gleich die Nacht über hier“, schlug Gina während des Essens vor und fand allgemeinen Beifall. Die nötigen Zimmer standen ja frei, und während das Wetter weiter tobte, sah man recht vergnügt beisammen. Piet lachte dröhnend über die Wiße, die der gemütliche Polizeirat erzählte, während der elegante und höfliche Möbius mehr mit den langbewimperten Augen als mit dem Munde sprach. Er brauchte ihn aber auch gar nicht aufzutun, denn er war völlig von der gesprächigen Dame Gaedecke mit Beschlag belegt. Martin fand diese Entlastung für sich sehr angenehm, denn er fühlte sich noch erschöpft von den Strapazen des Nachmittags. Außerdem stiegen ihm in Hals und Nase die drohenden Anzeichen eines Schnupfens auf. Teils dieserhalb, teils um der allgemeinen Stimmung willen, teils aber auch, weil er fand, daß er selbst sich eine Belohnung verdient habe, beantragte er einen allgemeinen heißen Punsch.

(Fortsetzung folgt.)

Das Samenkorn.

Das Samenkorn in seiner Winzigkeit,
Ein Stückchen Ewigkeit ist's in der Zeit!
Aus seinem zarten, allerkleinsten Schob,
Wird Keim und Pflanze, löst der Baum sich los
Und wächst zum Himmel, Eiche, riesengroß!
Du tust es in den Boden — und alsbald
Bricht es hervor, verwandelt an Gestalt,
Hat Wurzel schon und bildet so mit Macht,
Das Blatt, den Stengel, Farbenblütenpracht!
Und ganz zuletzt, wer weiß, wie das geschah?
Ist es, aufs neu verjüngt, vervielfacht da,
Ist Frucht, ist Korn schon wieder — und beginnt
Den ewigen Gang, wenn Boden es gewinnt!
Durchaus Geheimnis, seltsame Magie,
Im Was erkennbar, aber nicht im Wie,
Ist dieses Korn, unmerklich auf der Hand,
Mit Erde und mit Himmel im Verband,
Ja, scheint es allsam in der Welt zu sein,
Gehäuse, Kapsel, unerforschter Schrein
Und schließt die Kräfte aller Kräfte ein!
Dies offenbare Rätsel Ding, wer löst es?
Vielleicht ist solch ein Korn der Wunder größtes!
Hier, wo aus Leben dauernd Leben wird,
Hier bete an, wo Gott sich selbst gebiert!

Max Hagerl.

Bekannthschaft im Meer.

Von Wilhelmine Bästinecker.

„Na, erlauben Sie mal, das Meer ist groß genug, denke ich! So knapp unter meiner Nase brauchen Sie doch nicht vorbeizuschwimmen!“

Das braune Mädelgesicht unter der madonnenblauen Gummihaut, die flottesten Fliederfalten hat, ist geradezu wütend. Der Angeschauzte befindet sich schon etliche Schwimmschöße weit.

„Wie belieben?“ ruft er zurück, hört aber nicht auf die Wiederholung des Sermons, sondern schwimmt lustig weiter. Ein paar mal dreht er sich sogar nach ihr um, blinzelt, halb spöttisch, halb vertraulich, stößt sich mit übermütiger Kraft weiter vorwärts durchs Wasser.

„Unverschämte! Aber er schwimmt gut.“

Nach einer Weile macht er scharf lehrte, schwimmt zurück, holt sie ein, hält sich nun ganz dicht neben ihr.

Sie schwimmt, ohne ihn im geringsten zu beachten. Was der da sich einbildet! Sie macht niemals Straßenbekannthschaften, und diese Bekannthschaft im Meer wäre daselbe wie eine Straßenbekannthschaft.

Er schaut sie eine Weile lang stumm an. „War ich sehr ungezogen?“ fragt er dann mit dem Gesicht eines Kindes.

„Und ob!“ Selbstverständlich war es ungezogen von ihm, so lächerlich dicht an ihr vorbeizuschwimmen und sie geradezu zu streifen. Da fragt er noch, ob er ungezogen war! Sie hält sich stark nach rechts, will von ihm abtreiben.

Er folgt zäh.

„Wissen Sie, ich war todunglücklich! Beim Tanzen in der Hotelhalle erwischte man Sie ja nie, und so affig, in irgendeinem Hallenwinkel auf Sie zu lauern, um mich vorzustellen, wollte ich auch nicht sein. Es ging eben nicht anders als durch Bekannthschaft im Meer.“ So, und jetzt machte er ein troziges Gesicht.

Sie lacht.

Ohne sie anzusehen, sagt er: „Gestern Abend habe ich Ihnen auf die Speisekarte: „Ja?“ hingeschrieben. Ich sah nämlich, daß Sie eine suchten, und schickte Ihnen mit dem Kellner die meine. Aber es fiel Ihnen nicht ein, die Karte umzudrehen.“

„Nein, das fiel mir wirklich nicht ein.“

„Man kann sich während des Schwimmens nicht gut unterhalten. Es wäre schön, wenn wir umkehrten und uns in Streckstühle oder in den Sand setzten um zu plaudern. Wollen Sie?“

„Noch nicht.“

„Bitte.“ Sein Gesicht wird frostig.

Sie schwimmen schweigend nebeneinander. Das Plätschern ihrer Tempi plaudert.

Er macht ein wütendes Gesicht.

„Sind Sie sehr böse?“ fragt sie mit einer Spitzbubengrimasse. „Fressen Sie mich nur nicht!“

„Tut mir ganz gern. Werde ich später versuchen, wenn wir am Land sind.“

„Nicht froh sein!“

„Bedauere, ich bin, wie ich bin. Wenn es Ihnen nicht recht ist, kann ich auf der Stelle untergehen. Ein Haifisch, der mich verschlingt, ist leider nicht in der Nähe.“

„Komisch sind Sie!“

„Nein. Ich bin eigentlich ein ganz normaler Mensch, der augenblicklich einen Flirt sucht.“

„Bloß Flirt?“ fragt sie hochmütig gedehnt. „Nett, daß Sie das so offen eingestehen!“

„Das Um-den-Brei-Herumgehen liegt mir nicht.“

„Und wenn der Flirtwinkel in meinem Herzen gerade besetzt wäre?“

„Ja—ta! Immer ist auch für einen Neuen Platz! Und, ernsthaft gesprochen: wäre der Flirtwinkel in Ihrem Herzen gar so fest besetzt, dann wären Sie nicht allein hier. Und ist „er“ in der Stadt geblieben, na, dann hätte er eben nicht sollen!“

„Stimmt.“

„Gnädigste, bitte schwimmen wir ans Ufer! Ich habe Ihnen etwas Dringendes zu sagen!“

„Huh, wie ernst! Also bitte“, lächelt sie.

Als sie kaum im Sande liegen, beginnt er:

„Ich suche keinen Flirt. Ich habe vorhin gelogen, um im ersten Augenblick nicht sentimental zu erscheinen. Ich suche einen Lebensinn. Daß ich ihn im Wasser fand, hat nichts zu sagen. Der Ort, wo man ihn findet, ist gleichgültig. Wenn Sie vielleicht bloß Flirt wollen, nein! Ich will mehr. Flirt ist banal. Flirt ist Massenware. Flirt hat schon jeder. Ich will etwas Echtes. Ich will — ich schäme mich keines-

wegs, es zu sagen —: Liebel! Oder sind Sie nicht fähig, auf Flirt zu verzichten und Liebe zu wählen? Langweilt Sie das Echte vielleicht?“

Sie schaut ihm in die Augen, schnell, gerade, fest. „Ich suche daselbe.“

Ein Blickwechsel, alles versenkend und alles nehmend wie ein Kuß.

Es kommen Tage unter blauem Himmel und im blauen Wasser; ein Tag wie der andere und doch jeder anders. Nicht viele Worte, aber ein Anschmiegen, ein kleiner Laut, von Zärtlichkeit geschwellt. Jedes ihrer Kleider bestaunt und streichelt er, wie nur ein Liebender es kann, und während er es mit Händen und Füßen liebt, sieht sie ihm mit verzauberten Augen an. Ob sie im Sand liegen und sich rösten lassen, ob sein Smoking im Lampenlicht des Abends neben dem nackten Braun ihrer Schultern ist, immer haben sie ihre verklärte Weltverlorenheit, ihr tiefversunkenes Zueinanderstarren.

Es gibt Augenblicke — im Meer, im Sand, im Boot, beim Tanz —, wo eines dem andern zuflüstert: „Ich möchte für dich sterben, du!“ Und es gibt Augenblicke, wo sie seine Hand entfachte und ihr Gesicht hineinbirgt. Keine Spur von der schalen Koketterie des Flirts; keine Spur vom eifrigen Unterton eines feurigen Abenteuerchens, das immer auf die Flirtbasis: Ich bin ich und du bist du — morgen trennen wir uns! gestellt ist. Nichts davon, nur Harmonie. Sie haben dieselben Anschauungen vom Leben. Er eignet sich ihre Ausdrucksweise und sie sich die seinen an. Eine unverkennbare geistige Ähnlichkeit entsteht zwischen ihnen. Manchmal sind sie wie Kinder, manchmal wie Weise. An einem Sturmtag laufen sie an den Strand, lauern auf den Klippen, jaulen wie der Wind, der ihnen den Ton vom Mund wegrißt, schauen, leidenschaftlich aneinandergerannt, zu, wie der Sturm sich immer wieder in den aufgewühlten Leib des Meeres wirft.

Drei Wochen verblauen wie ein einziger rascher Puls-

schlag. Am Morgen, mit dem die vierte Woche beginnt, kreuzen sich auf dem Hotelkorridor zwei Stubenmädchen, von denen jedes einen Brief in der Hand hält.

So bekommen er und sie fast gleichzeitig die Briefe, die sich ähneln, wie ein Ei dem andern. In beiden Entzücken, daß es hübsch gelang, einander so wundervoll, so stilvoll, so vollkommen, so befriedigend zu belügen und von Anfang an Flirt für Liebe auszugeben. In beiden Freude, etwas Originelles gehabt zu haben und der Einöde des Flirts für ein paar Wochen entkommen zu sein. Und dann ein freundliches, nettes, unbeschwerliches: Adieu!

Eine halbe Stunde später fahren ihre Züge auseinander.

Blau, verträumt, mit verpießten Wellen liegt das Meer.

Klopffleichen.

Von Rudolf Prange.

Mit verdrehten Augen ging Frau Göbel die drei Treppen hinunter, um ein Schild an die Haustür zu hängen. Ein Schild: Möbliertes Zimmer zu vermieten. Vor einer Stunde erst hatte man den Herrn, der bisher fleißig Wart für dieses Zimmer bezahlt hatte — Morgentasse nicht eingerechnet — in einem Sarg aus dem Hause getragen. Er war plötzlich gestorben. Frau Göbel hatte den ganzen Tag damit zu tun, das Zimmer gründlich zu säubern und sich dabei hin und wieder die Tränen aus den Augen zu wischen. Sie war eine empfindsame, gutmütige Frau. Herr Maluder hatte fast drei Jahre bei ihr gewohnt und die Miete immer pünktlich bezahlt. Sie würde wohl nie wieder einen so gut und regelmäßig zahlenden Mieter finden ...

Die Verwandten des Toten, die in einer anderen Stadt wohnten, waren pflichtgemäß von Frau Göbel benachrichtigt worden. Sorgsam schloß sie, als sie das Zimmer gesäubert hatte, die Tür ab. Die Sichtung des Nachlasses blieb den Verwandten überlassen, die wohl am nächsten Tage eintreffen würden. Man sollte nicht sagen, daß dies und jenes fehlte. Herr Maluder bewahrte verschiedene Wertgegenstände in seinem Zimmer.

An diesem Abend kam der Bankbeamte Pohl, der das Zimmer nebenan bewohnte, später nach Hause als gewöhnlich. Die Nacht, an einer Wand schlafen zu müssen, hinter der eine Nacht zuvor ein Mensch gestorben war, verurteilte ihm ein gewisses Unbehagen. Er hatte Herrn Maluder übrigens gut gekannt. Ihr Verhältnis hatte sich zwar nicht zu dem einer tieferen Freundschaft entwickeln können — dazu waren Beruf und Charakter beider zu verschieden — es hatte sich im Lauf der Zeit jedoch eine besondere Art ihres gesellschaftlichen Verkehrs ergeben. Eine besondere Art ihres gesellschaftlichen Verkehrs war zum Beispiel die Klopffleichen, die Herr Maluder mittels der Hand-

taubst durch die Wand „telegraphierte“, wenn er auf dem Divan lag. Wir müssen den Leser jetzt davon in Kenntnis setzen, daß Herr Maluder ein trauriger Mann war und, in Deden gehüllt, den Tag oft auf dem Divan verbrachte. Da war es ihm dann einmal eingefallen, an die Wand zu klopfen, um sich mit Herrn Pohl zu verständigen. Wenn Herr Pohl aus dem Büro kam, wurde er manchmal von solchen Klopfzeichen aus dem Nebenzimmer empfangen. Es hieß dann: „Guten Abend, Herr Pohl“. Und Herr Pohl gewöhnte sich daran, auf die gleiche Art zu antworten: „Guten Abend, Herr Maluder!“ so ersparten sie sich umständliche Worte.

An manchen Tagen, wenn es Herrn Maluder schlechter ging, oder wenn er sehr große Langerweile hatte und Herr Pohl zu Hause war, bedeutete das dreimalige Klopfen: „Wollen Sie nicht herüberkommen? Ich möchte mich gern mit Ihnen unterhalten.“ Wenn Herr Pohl nicht gerade eine wichtige Arbeit vorhatte, ging er hinüber, um dem Kranken für ein halbes Stündchen Gesellschaft zu leisten.

Jetzt aber war Herr Maluder gestorben.

Als der Bankbeamte Pohl an diesem Abend später als sonst nach Hause kam, dämpfte er unwillkürlich seine Schritte. Obwohl nichts Auffälliges daran erinnerte, spürte er doch die Atmosphäre eines Totenhauses. Das Dunkel im Flur hatte etwas Geheimnisvolles, die Stille hinter den Türen etwas Drohenbes. Frau Göbel schlief sicher schon. Und der dritte Mieter, der das hintere Zimmer bewohnte — ein Russe, der einen zweifelhaften Beruf zu haben schien, und mit dem er nie näher zusammengekommen war — befand sich wohl noch nicht im Hause. Als Pohl an Maluders Tür vorbeiging, knarrte die Diele, wie immer an dieser Stelle, aber er erschau und bekam Herzklopfen.

Als der Bankbeamte sein Zimmer betrat, mußte er daran denken, wie er sonst aus dem Nebenzimmer begrüßt worden war. Jetzt blieb alles still. Niemand klopfte: „Guten Abend, Herr Pohl!“

Herr Pohl räusperte sich, als wäre er heiser. Er goß sich ein Glas Wasser aus der Karaffe ein, die auf dem Nachttisch stand und begann im Zimmer hin und her zu schreiten. In nicht alltäglichen Gedanken über Tod und Leben auf dieser Welt führte er seine Wanderung so lange durch, bis er glaubte, müde genug zu sein, um gleich einschlafen zu können. Im Bett quälte er sich noch einige Zeit weiter mit dunklen Gedanken, Ahnungen, Befürchtungen, Geheimnissen des Todes und schlief endlich ein.

In der Nacht schreckte er plötzlich auf. Es hatte geklopft. Dreimal. So wie es Herr Maluder getan, wenn er auf dem Divan lag: „Wollen Sie nicht herüberkommen, Herr Pohl? Ich möchte mich mit Ihnen unterhalten ...“

„Aufstun“, flüsterte Herr Pohl, während er sich im Bett aufrichtete und die Lampe auf dem Nachttisch andrehte. Er lauschte zitternd. Es blieb aber alles still.

Herr Pohl versuchte sich vorzustellen, wie ungeheuerlich es wäre, wenn die Klopfzeichen wieder ertönten.

„Ich muß geträumt haben!“ dachte er, indem er sich beruhigter zurücklegte. Er wollte einschlafen, aber seine Sinne blieben seltsam wach. Er konnte feststellen, daß tatsächlich niemand klopfte, und doch glaubte er die bekannten Zeichen zu hören. Seine Phantasie schuf dieses akustische Phänomen. Es wurde so lebhaft und deutlich, daß es der Bankbeamte nicht mehr im Bett aushielt. Seine Erinnerungen an den Verstorbenen wurden derart plastisch, daß er Herrn Maluder auf dem Divan zu sehen meinte. Vor Aufregung zitternd, goß sich der Bankbeamte ein Glas Wasser aus der Karaffe ein, von der er sich bereits am Abend bedient hatte. Dann trat er in den Flur hinaus. Herr Pohl befand sich dabei in einem Zustand, den man mit dem eines Somnambulen bezeichnen könnte.

Die Tür zum Zimmer des Herrn Maluder war nicht mehr abgeschlossen. Der Bankbeamte trat ein. Er wunderte sich gar nicht, daß im Zimmer Licht brannte. Es war, als hätte er erwartet, hier etwas Sonderbares zu erleben. Am Schreibtisch wandte sich ihm bei seinem Eintritt überrascht und erschrocken ein blaßes Gesicht zu. Es war der Russe, der das dritte Zimmer bewohnte.

„Was machen Sie hier?“ fragte der Bankbeamte, und er war jetzt so klar und nüchtern, wie hinter dem Kassenschalter, wenn er Geld zählte.

„Ich — ... ich ...“ stotterte der Russe. Er war völlig überrascht und der Situation nicht gewachsen. Der Bankbeamte übernahm sofort, daß es der andere darauf abgesehen hatte, bei diesem nächtlichen Besuch gewisse Wertgegenstände des Verstorbenen an sich zu bringen. Mit einem Nachschlüssel hatte er die Jammertür und verschlossene Schreibtischfächer geöffnet.

„Sie werden erlauben müssen, daß ich Sie durchsuche“, sagte Pohl kalt entschlossen und holte einen Ring aus der Modtasche des Russen hervor. Als Pohl das Stück betrachtete — es war eine wertvolle, venezianische Arbeit, ein Erbstück — erinnerte er sich eines Abends, an dem ihm Herr Maluder die Geschichte des Ringes erzählt hatte.

„Wenn ich einmal tot bin“, hatte er damals etwas wehmütig lächelnd gesagt, „soll man diesen Ring als letztes Zeichen

meiner Verehrung einer Frau überbringen, deren Name in meinem Testament erwähnt wird. Ich gönne ihn sonst keinem Menschen ...“

Auf diesen Ring also, den er manchmal an der Hand des Herrn Maluder gesehen, hatte es der fremde Mieter abgesehen. Der Russe sah, sein Urteil erwartend, zerknirscht zu Boden.

„Haben Sie Mitleid. Es geht mir sehr, sehr schlecht“, flüstert er. Der Bankbeamte verschloß wieder sorgfältig den Schreibtisch, nachdem er den Ring in die Schatulle zurückgelegt hatte.

„Sie werden zum nächsten Termin ziehen!“ wandte er sich dann an den zitternden Dieb ...

Als Pohl am nächsten Morgen erwachte, glaubte er die nächtliche Szene nur geträumt zu haben. Aber auf dem Nachttisch fand er Dietrich und Nachschlüssel. Und als ihm Frau Göbel das Frühstück brachte, sagte sie ganz aufgeregt: „Dieses Unglück! Alles auf einmal. Heute früh hat der Russe gekündigt!“

Zeit der Nachtfalter.

Von Richard Gerlach.

Wer nach diesen warmen Tagen abends auf dem Balkon die Lampe antippt, um die kühlere Luft noch etwas zu genießen, ist bald umschwirrt von Schmetterlingen, die gegen das Licht anrennen. Sogar mitten in der Stadt tauchen sie auf, wenn nur in der Nähe ein Garten liegt. Die Petunien in denn Blumentöpfen beginnen erst in der Dämmerung zu duften. Das ist die Stunde der Schwärmer und Spinner, der Spanner und Eulen.

In der Stadt sind es besonders die unscheinbaren Eulen, die um unseren Lichtkreis flattern. Die Blütenkelche von Günsel, Ratterkopf und Taubenkopf, aus denen sie Nektar trinken könnten, finden sie hier nicht so leicht, aber auch aus unseren Ledsojen und aus der Kapuziner-Kresse mögen sie einen Tropfen Honig saugen. Jeden Abend, wenn ich die Vorhänge meines Zimmers schließen will, ist noch ein verirrtter Falter da, der stürmisch gegen die Scheiben pocht. Den Gast von gestern habe ich nicht hinausgelassen. Jetzt, bei Tage, sitzt er matt mit zusammengefalteten Flügeln da, und wenn ich ihm den Finger hinhalte, frabbelst er müde darauf, rührt sich nicht. Doch die Erschlaffung wird nur währen, so lange die Sonne scheint. Sobald es dunkel ist, wird er davon wirbeln. Unscheinbar grau ist er gefärbt. Eine verwischte Zadenzeichnung überhüllt die Vorderflügel, die milchfarbenen Hinterflügel sind verdeckt. Es ist die Ahorn-eule, deren Raupe sich von den Blättern des Ahorns und der Kastanie nährt. Dünn wie Borsten sind ihre Fühler. Vorgefunden besuchte mich ein Ordensband, dessen Hinterflügel wie Purpur leuchteten.

Aber den blühenden Gärten fliegen jetzt des Nachts die Liguster-Schwärmer, die Pappelschwärmer und die Wolfsmilch-Schwärmer. Ihre Vorderflügel sind groß und gestreckt, und sie können rasend schnell damit durch die Luft schiefen. Wenn sie den Saft aus den Blüten saugen, lassen sie sich nicht nieder, sondern schweben. Geht man jetzt durch die Straßen der Villenviertel, so findet man manchmal in der Nähe der Laternen am Tage ruhende Nachtfalter. Der Lichtschein hat sie während der Nacht angezogen. Sie konnten nicht davon loskommen. Als es hell wurde am Morgen, erlahmte ihre Kraft, und sie blieben auf dem nächsten Zweig sitzen, um zu schlafen. Die Schwärmer haben ein merkwürdiges Geruchsvermögen. Durch den Duft starker Blüten werden sie von weither angezogen.

Aus den Laubengärten steigen in der Dämmerung die kleinen zierlichen Spanner. Sie haben fast dieselbe Gestalt wie die Tagfalter, wie der Kohlweißling und die Bläulinge, nur enden ihre Fühler nicht in kleinen Keulen wie bei diesen, sondern sind wie Haare oder Haumsfedern. Die Raupen mancher Arten leben auf Apfelbäumen, Stachelbeeren, Johannisbeeren, Kirschen; es sind Schädlinge, aber sie sehen lieblich und harmlos aus, die zartesten Farben mischen sich auf ihren Flügeln.

So geistert durch die Nächte noch viel lichtsheues Gesindel, Zickzackspinner, deren Raupen violett gefärbt sind, Mondvögel, denen eine goldene Siegel in die Flügeldecken gebrannt ist, butterfarbene Ringelspinner, die Kupfergluden und die Varen. Nur durch Zufall werden wir mit ihrem heimlichen Wesen bekannt. Die Hälfte der Schmetterlinge lebt bei Nacht und liebt Sternenglanz und Mondschein. Und wenn sie gegen unseren Lampenschirm taumeln, prallt die Nachtfalter des Sommers als ein leichter Gruß der unendlichen Dunkelheit in unseren Gesichtskreis.